

„Eine entsetzliche Schule des Verbrechens“

Der Briefwechsel von Hermann und Käte Duncker im Ersten Weltkrieg



„Heute früh von 6 bis 10 fast ununterbrochen exerziert. Ich möchte Dir doch mal sagen, wie 41jährige Familienväter dabei angeschnauzt werden von einem Feldwebel: 'Blödsinniges Luder'- 'Luder' ist überhaupt neben 'Hund' und 'Kerl' Gattungsname für uns- 'wer ist das Luder in dem und dem Glied', 'verfluchtes Aas, greift sich schon wieder an die Gurke, geschieht das noch mal, schmeiße ich Ihnen den Säbel in die Fresse...“

So berichtete Hermann Duncker im September 1915 aus dem militärischen Ausbildungslager in Freystadt (heute Kozuchów) in Niederschlesien.

Er war im August trotz seiner erheblichen Sehschwäche eingezogen worden und kam erst an die Ost-, später an die Westfront. Der sensible Intellektuelle hatte unter den Schikanen seiner Vorgesetzten, die ihn z.B. bei Wurfübungen zur menschlichen Zielscheibe degradierten, und der Primitivität seiner Gefährten zu leiden. Seine Schilderungen des Soldatenalltags entlarven die patriotischen Phrasen vom edlen Dienst am Vaterland, von Heroismus, militärischen Tugenden, Ehre und Kameradschaft. „Der Krieg ist eine entsetzliche Schule des Verbrechens“, schrieb er seiner Frau.

Er mußte zwar nicht selbst ins Gefecht, aber er lag im Unterstand, lag im Dreck, er sah Verletzte, beerdigte Gefallene, hörte die grauenhaften Berichte anderer Soldaten. Zum Beispiel, daß es nicht vorgesehen und auch nicht möglich war, beim „Aufrollen“ der feindlichen Schützengräben Gefangene zu machen.

Der unsportliche und nicht mehr jugendliche Duncker war für „Heldentaten“ schon von seiner Kondition her ungeeignet. Aber vor allem hatte er Angst, zum Mörder zu werden.

„Die Vertierung des Menschen im Krieg ist ganz ungeheuerlich“, stellte er erschüttert fest und sah die Folgen voraus: „Eine Schweinerei- die Menschen werden im Kriege nicht bloß körperlich, auch moralisch gezeichnet und verlieren das Brandmal ihr Leben nicht.“

Der menschenverachtende Drill, der Niedergang der Sitten, Alkoholmißbrauch und ein von Zoten und unflätigen Beschimpfungen geprägter Umgangston hinterließen ihre Spuren. Dunckers Briefe widerspiegeln seine seelische Verfassung: oft niedergeschlagen, fassungslos, zornig, manchmal verzweifelt und entmutigt. Mit Büchern und klassischer Musik versuchte er, sich gegen die „unheimliche Massenpsychose“ und den Verfall aller Wertvorstellungen zu behaupten.

Hermann und Käte Duncker gehörten wie Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Leo Jogiches, Clara Zetkin, Franz Mehring und Wilhelm Pieck zum linken Flügel der Sozialdemokratie, der von Anfang an gegen eine Beteiligung Deutschlands am Krieg protestiert hatte, während die Reichstagsfraktion der SPD mehrheitlich für die Kriegskredite und für den „Burgfrieden“ stimmte.

Der Historiker Heinz Deutschland, der zuletzt zusammen mit seiner Frau die diplomatischen Tagebücher von Alexandra Kollontai publiziert hat, stellt nun den Briefwechsel der Dunckers während des Ersten Weltkrieges vor. Die Dokumentation, die auch die Schriften und Reden des Ehepaars aus dieser Zeit enthält, ist eine Mahnung gegen Krieg und Militarismus. „Immer wieder drängen sich beim Lesen Parallelen zur Gegenwart auf“, meint der Herausgeber und fordert, endlich die Lehren aus der deutschen Geschichte zu ziehen. Man sollte nicht aufhören „zu fragen, wessen Interessen am Hindukusch verteidigt und an der 'Tankstelle Europas', im Irak, tatsächlich gewahrt werden sollen, und wem damit gedient ist, wenn die Bundeswehr, wie angestrebt, weltweit eingesetzt werden darf“.

Die Korrespondenz offenbart auch die zermürbenden Belastungen der Frauen im Krieg. Käte Duncker stand ihrem Mann bei, so gut sie



ANZEIGE



Ohne Milch und Honig? Wir machen auch Veganer glücklich!

Wir liefern aus regionaler und ökologischer Erzeugung: Gemüse, Milchprodukte, Brot, Eier, Fleisch und Wurst sowie alle entsprechenden Waren für Küche, Büro und Gäste.

Naturkost Vorpommern GmbH - Markt 25 - 17489 Greifswald - Fon 03834/ 89 21 04 Email: naturkost-vorpommern@t-online.de

konnte, reichte Urlaubsgesuche für ihn ein und protestierte gegen seine Behandlung. Daneben mußte sie die drei gemeinsamen Kinder- eine Tochter und zwei Söhne- durchbringen, Lebens-



mittel beschaffen, was im Laufe der Zeit immer schwieriger wurde, und, als der Parteivorstand die finanzielle Unterstützung eingestellt hatte, einen Job suchen, um den Lebensunterhalt der Familie zu sichern.

Sie war zudem bis zur Erschöpfung politisch aktiv. Bereits im November 1914 hatte sie auf einer Versammlung in Berlin Leitsätze über „Die wirtschaftlichen Ursachen des Krieges“ referiert. Die erste These lautet: „Der gegenwärtige Weltkrieg ist weder der Willkür bestimmter Persönlichkeiten, noch dem Rassenhaß der Völker entsprungen, sondern den weltwirtschaftlichen, d.h. weltkapitalistischen Profitbedürfnissen und den imperialistischen Gegensätzen.“

Die ausgebildete Lehrerin- Autorin und ehemalige Redakteurin der „Gleichheit“ von Clara Zetkin- war auch in der sozialistischen Frauenbewegung engagiert. 1915 nahm sie an der

Internationalen sozialistischen Frauenkonferenz in Bern teil. 1916 wurde sie zur Vertreterin der Frauen im Zentralvorstand der SPD für Groß-Berlin gewählt.

Im selben Jahr noch erhielt sie Re- deverbot. Ihre Referate und Artikel seien „stets in staatsfeindlichem Sinne gehalten und dazu geeignet, aufreizend zu wirken“. „Im Interesse der öffentlichen Sicherheit“ habe ihr daher „ihr schädliches Handwerk gelegt“ werden müssen, hieß es von Seiten des Staates. Sie mußte eine Haussuchung erdulden, („beinahe 5 1/2 Stunden haben die Banditen hier gehaust“), wurde verhört und ent- gängig nur knapp der Verhaftung. Trotzdem führte sie ihre Arbeit fort.

Zeitweise erschien die Situation hoffnungslos. Im Oktober 1916 schrieb sie ihrem Mann: „Man sieht absolut keinen Ausweg mehr. Man kommt sich vor wie ein Passagier auf einem Schiff, auf dem Kapitän und Mannschaft wahnsinnig geworden sind, und nun treibt es dahin, dem sicheren Untergang entgegen. Und man ist ohnmächtig.“

Trotzdem haben sich beide Dunccker nicht einschüchtern lassen. Eine umfassende Biographie dieses ungewöhnlichen Ehepaars, das auch noch den Zweiten Weltkrieg zu überstehen hatte und die ersten Jahre der DDR erlebte, gibt es bedauerlicherweise noch nicht.

Cristina Fischer

Heinz Deutschland (Hg.):
„**Ich kann nicht durch Morden mein Leben erhalten**“.

Briefwechsel zwischen Käte und Hermann Duncker 1915 bis 1917.

Pahl- Rugenstein Verlag, Bonn 2005, Br., 210 S., Abb., € 19.90 €.

Die ruhigsten Wochen seiner Militärzeit erlebte Hermann Duncker in Greifswald. Seine Kommandeure hatten sich nach sechs Wochen Einsatz an der Ostfront davon überzeugt, daß er aufgrund seiner Sehbehinderung eine „Gefährdung“ für die Truppe darstellte und daher „nicht frontverwendungsfähig“ sei. Er wurde Ende Februar 1916 zum Ersatzbataillon des 49. Landwehr- Infanterie- Regiments nach Greifswald versetzt, wo er nach einem Urlaub am 11. März in der Revierkompanie seinen Dienst in der Schreibstube antrat. Er durfte privat wohnen (Blücherstr. 3 - „drei Minuten von der Kaserne“- und Schützenstr. 20) und erhielt mehrmals Wochenendurlaub, um zu seiner Familie nach Berlin zu fahren. In Greifswald besuchte er die befreundete Familie des Altertumsforschers und Kunsthistorikers Prof. Erich Pernice und hörte eine Vorlesung bei Prof. Dunkmann über „Christentum und Weltkrieg“: „Manches ganz gute Wort sogar gegen nationalen Chauvinismus etc. (freilich soll der mehr bei den anderen sein!)“

Außerdem übersetzte Duncker während dieser Zeit zwei Prosastücke des russischen Schriftstellers W. Garschin: „Ein Tiernärrchen“, das in der Kinderbeilage der „Gleichheit“ veröffentlicht wurde, und die Novelle „Der Feigling“, über die er meinte: „Sie ist wie angepaßt der heutigen Zeit und ist geschrieben Ende der 70er Jahre (Russisch- Türkischer Krieg). Wirklich eine psychologisch ganz gewaltige Seelenschilderung von einem, der ins Feld ziehen muß“.

Am 27. Juni 1916 nahm Duncker an einer Protestdemo von 20 000 Menschen auf dem Potsdamer Platz in Berlin gegen die juristische Verfolgung von Karl Liebknecht teil.

Da ein Augenarzt der Universitäts- Augenklinik Greifswald, Prof. Römer, ihn wieder „felddienstverwendungsfähig“ geschrieben hatte, wurde er am 22. Juli 1916 an die Westfront geschickt.

